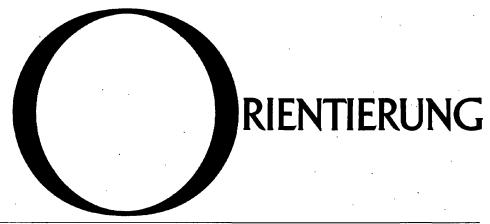
Katholische Blätter für weltanschauliche Information



Nr. 18 45. Jahrgang

Erscheint zweimal monatlich

Zürich, 30. September 1981

ND NUN LASST UNS zu träumen beginnen», lautete die Aufforderung an einem kürzlich abgehaltenen internationalen Symposium über die «künftige Rolle des Christentums». Den Anlaß bot das zwanzigjährige Bestehen des verdienstvollen Informationszentrums *Pro mundi vita* in Brüssel: «Für einen Zwanzigjährigen», hatte Präsident A. Vanistendael bei der Eröffnung gesagt, «ist es normal, daß er in die Zukunft blickt und Träume hegt». Aber so vielfältig die Äußerungen aus den entlegensten Ländern der Welt waren, die Träume, die bewegenden Entwürfe, die herausfordernden Utopien wollten sich nicht einstellen. Prophetie auf Bestellung ist offenbar ein Unding.

Woher die Träume ...

Anders auf einem kurz zuvor in Kanada abgehaltenen Treffen. Da suchten einige Jesuiten, ebenfalls aus allen möglichen Ecken und Enden des Erdballs, nach «Initiativen», um der ökumenischen Bewegung in ihrer allenthalben spürbaren Flaute neue Impulse zu geben. Von protestantischer Seite wollte man hören, was von der katholischen Kirche an «Änderungen» erwartet würde. Aber der Mann, der dieses Referat schließlich übernahm, ein amerikanischer Professor, bog das Thema um. Er sagte: «Laßt uns lieber überlegen, was wir zusammen anderes, Neues tun können!» Und er legte einen Traum von einer allgemeinen Versammlung der Christen im Jahre 2000 vor: seinen Traum. Er sprach bescheiden von «gathering» (Zusammenkommen), weil ein «all-christliches Konzil» viel zu anspruchsvoll wäre.

Die Reaktionen waren zwiespältig. Viele fürchteten eine show, andere warnten vor dem geplanten Ort (Jerusalem!); soweit aber Zustimmung zu erkennen war, erfolgte sie unter der Bedingung, daß die Feier im Zeichen der Buße stehen werde. Es gab aber auch solche, die ein Projekt für das Jahr 2000 als viel zu weit entfernt empfanden, als daß es jetzt zum Handlungsimpuls werden könnte. Und es gab nochmals andere, die die Idee einer allchristlichen Versammlung im Stil von noch und noch abgehaltenen Treffen von Kirchendirektoren überhaupt nicht traumhaft, sondern eher phantasielos fanden. Immerhin, die Aufforderung erging, sich Gedanken zu machen, und so schweiften die meinen ab zu der Frage: Was gäbe es anderes und jetzt schon auf das Jahr 2000 hin zu tun?

... und woher die Umkehr?

Das Jahr 2000, dachte ich, wird ein Datum in der Zählung geschichtlicher Daten sein. 2000 Jahre Christentumsgeschichte: gäbe es da nicht noch etliches in ökumenischem Geist zu tun? Und nicht nur für die Ökumene im engeren Sinn - die Überwindung gegenseitiger Verzeichnungen und die Öffnung für die Sicht der andern Seite -; weit mehr noch durch die Annahme gemeinsamer Herausforderungen durch Geschichtsschreiber, die uns von «außen» sehen, sei es, daß wir sie selber hinausgedrängt haben, sei es, daß sie zu denen gehören, über die das Christentum als fremde Macht gekommen ist, die es zu erleiden, von ihm und an ihm zu leiden hatten. Denn wie anders wird es im Jahr 2000 relevante Bußfeiern geben, wenn die Buße, das Umdenken nicht längst vorher begonnen hat, wenn die nötigen Korrekturen am eigenen Geschichtsverständnis, das Aufbrechen von Klischees in unseren Vorstellungen von Helden und Heiligen, von Mission und Glaubensverbreitung nicht schon jetzt mit wachem Sinn und mit der nötigen Unbefangenheit an die Hand genommen werden? Ist es in Wirklichkeit nicht schon fast zu spät für solches Bemühen, wenn wir uns klar machen, daß die im Jahr 2000 tragende Generation der etwa 25- bis 35jährigen bereits begonnen hat, die Schulbank zu drücken? (Schluss auf der letzten Seite)

IRAN

Erst das Blutbad, dann der Kommunismus?: Präsidentschaftswahlen in den von Chomeini kontrollierten Provinzen – Unmittelbar nach Abschaffung der Monarchie gab es erstaunliche Freiheitsrechte – Schwäche und Unentschlossenheit Bani Sadrs gaben den Fundamentalisten Auftrieb – Verheerende Folgen des Anschlags auf deren Führer – Selbst Bani Sadr ruft zur Schonung des Lebens von Chomeini auf – Volkspartisanen «Fedajin Chalq» einst am schwächsten, jetzt am stärksten.

Heinz Gstrein, z. Z. Teheran

ENZYKLIKA

Welt der Arbeit und arbeitender Mensch: 90 Jahre nach «Rerum novarum» sieht der ehemalige Arbeiter Johannes Paul II. das Thema umfassender: Abhängige, selbständige, geistige und häusliche Arbeit – Ausdrückliche Anerkennung der Gewerkschaften und des Streikrechts – Der Mensch kein Produktionsmittel, sondern handelndes Subjekt im Arbeitsprozeß.

Oswald von Nell-Breuning, Frankfurt a.M.

ELTERN/KIRCHE

Katholischer Frauenbund befragt seine Basis: Eigenständige Vorarbeit parallel zur Vernehmlassung für das Schweizer Pastoralforum - Wie erfahren Eltern und Kinder «Kirche»? - Befragte gelten als religiös Interessierte und kirchlich Engagierte - Die Antworten ergeben überraschende Abweichungen von bisherigen Annahmen und Voraussetzungen, z.B. wenig Unterschiede von Stadt und Land - Feinere Differenzierung zwischen Altersgruppen - Ausgewählte Bereiche: Religion in der Familie, Bußpraxis, Sonntag, Jugendgruppen, Weiterbildung - Die heikle Frage zur Familienplanung - Sogar in diesen Kreisen eindeutige Abweichung von der offiziell vertretenen Norm. Margrit Schöbi, St. Gallen

EVANGELISIERUNG

Ein gewisser Jesus für Lateinamerika: Ein 144teiliges Jesusdrama auf Kassetten für Gruppenarbeit – Produziert von qualifizierten einheimischen Medienschaffenden mit deutscher Hilfe
(SERPAL) – Das Anliegen: Die Geschichte des
Jesus von Nazaret dem armen Landvolk nahebringen – Stilmittel und Erzählform – Ein Jesus,
der zuerst mal stottert – Unverhoffte Widerstände und Maßnahmen gegen das Werk – Einwände
und Maßnahmen gegen das Werk – Kannahmen
gegen Vulgärsprache und angebliche Politisierung – Wird die päpstliche Medienkommission
aus der Sackgasse helfen?

Karl Weber

KIRCHENGESCHICHTE

Basel - Das vergessene Konzil?: Stiefkind in unserem Geschichtsbewußtsein und Kirchenverständnis - Auf der Suche nach heutiger Verständigungsgemeinschaft bei ihm in die Schule gehen - Wie wird die Gesamtkirche samt ihrer Laienschaft im Konzil repräsentativ? - Diskussion um die Oberhoheit - Spricht das Scheitern der Verständigung gegen das konziliare Modell? - Das Konzil von Basel und die ökumenische Einheit - Um die Rückgewinnung genuin kirchlicher Demokratietradition.

Josef Wohlmuth, Bonn

Roter Iran - erst das Blutbad, dann der Kommunismus?

In der iranischen Hauptstadt und den noch von der Schrekkensherrschaft Ayatollah Chomeinis kontrollierten Provinzen rüstet man zu den Oktoberwahlen für ein neues Staatsoberhaupt und die vielen vakanten Sitze im Madschless-e Schura, dem Parlament der Islamischen Republik Iran. Schon im Sommer 1980 konnten bei den ersten Volksvertreter-Wahlen nach der Revolution in vielen Regionen überhaupt keine Urnengänge durchgeführt werden, weil Kurden, Turkstämme und Balutschen bereits in vollem Aufruhr gegen die neue, noch härter als je ein Schah vorgehende Zentralregierung standen. Zum Teil war aber die Suspendierung ganzer Wahlkreisverbände, vor allem im östlichen Aserbaidschan, auch nur Trick und Taktik der um ihre absolute Mehrheit besorgten «Islamischen Republikanischen Partei» des damals auf Basargans Posten als Regierungschef nachgerückten, dank Chomeini vom Lehrer zum Unterrichtsminister aufgestiegenen Muhammad Ali Radschai. Seine Hauptrivalen von der «Islamischen Volkspartei» des grundsätzlich liberaleren und hausmachtmäßig bei den aserbaidschanisch-türkischen Schiiten verankerten Ayatollahs Schariat Madari sollten in ihren Hochburgen überhaupt gar nicht zum Wählen kommen.

Weitere Lücken in die so von Anfang an gelichteten Reihen des Parlaments haben dann schon bei dessen ersten Sitzungen die Ausschreitungen gegen die Vertreter der nichtislamischen Minderheiten gerissen. Seit auf deren Höhepunkt der Abgeordnete des persischen Judentums niedergeschlagen wurde, haben sich auch die Zarathustrier, Chaldäer, Assyrer und Armenier nicht mehr blicken lassen. Dabei hatte gerade die starke armenische Minorität zunächst nicht wie die chaldäischen Katholiken, assyrischen Orthodoxen und die Mehrzahl der Juden gleich nach der «Islamischen Revolution» vom Februar 1979 den Weg in die Emigration genommen. Gerade die linken Armenier vom Daschnak - die wohl auch hinter der internationalen Terrorwelle gegen ihren Erbfeind Türkei stecken dürften - hatten es, zum Teil auf dem Umweg über ihre palästinensischen Freunde, mit einem Einschwenken in die iranische Revolution versucht. Zumindest solange, als sich in dieser fundamentalistisch-islamische und marxistisch-sozialrevolutionäre Kräfte noch die Hand und die Waage zu halten schienen.

Bani Sadrs Schwäche - vertane Chancen für eine Demokratie

Die Saat der Gewalt, die im neuen Iran seit dem Sommer 1980 und erst recht nach dem Ausbruch des Krieges mit dem Irak im September des Vorjahres ausgestreut wurde, ist aber inzwischen üppig ins Kraut geschossen. Bis zur Bildung der Regierung Radschai war die Islamische Republik wirklich in vielem freier und demokratischer als das Regime von Muhammad Reza Pahlewi. Im März 1979 hatten im ganzen Land völlige Rede-, Kundgebungs- und Pressefreiheit, revolutionärer Schwung und eine Begeisterung geherrscht, die den überwältigenden Ausgang der Volksabstimmung zur Abschaffung der Monarchie und Ausrufung einer Islamischen Republik damals nur natürlich erscheinen ließen. Dasselbe galt dann auch noch Anfang 1980 für die fast einträchtige Wahl Bani Sadrs zu ihrem ersten Präsidenten.

Es ist weitgehend eine Folge von dessen allzu schwacher und unentschlossener Politik den nach vorne drängenden radikalschiitischen Kräften gegenüber, daß in Iran die demokratischen und fortschrittlichen Chancen vertan und aufs neue, nur jetzt mit Chomeini und seinem Klüngel anstelle des Schahs und seiner Hofschranzen ein reaktionärer Weg eingeschlagen wurde. Und diesmal nicht mehr im Geiste eines aufgeklärten Reform-Absolutismus, von dem Muhammad Reza mit Ausnahme seiner staatspolizeilichen Methoden wirklich beseelt war, sondern geradewegs zurück ins finstere Mittelalter.

Nachdem nun selbst Bani Sadrs matte Stimme zur Mäßigung

mit seiner Absetzung und Flucht nach Paris verhallt war, taten sich weder die finsteren Mullahs und Ayatollahs noch ihre linksextremen Mitläufer von gestern mehr einen Zwang an. Nach dem kurzen, nicht einmal zweijährigen Zwischenspiel des freien Wortes und der offenen Diskussion unter den Persern ist jetzt einfach an die Stelle des politisch-ideologischen Zwangsschweigens unter dem Schah die Sprache der Exekutionssalven auf der einen und der Terroristenbomben auf der Gegenseite getreten.

War Teheran schon im Herbst 1980 eine Stadt, in der sich immer stärker die Schattenseiten der sogenannten Islamischen Revolution bemerkbar machten, so herrschten in diesem September nur noch Schrecken und Chaos. Zwar haben die stundenlangen Wartezeiten am Flughafen von Mehrabad aufgehört, weil seit Beginn der oppositionellen Terrorwelle die damals noch legale Massenflucht von Regimegegnern aller Art gestoppt wurde. Auch Hotelzimmer sind jetzt wieder leicht zu bekommen, weil aus demselben Grunde weder das «Royal Garden» noch das «Waldorf» mehr mit Juden aus Kerman, verfolgten Bahais und 1980 besonders bedrängten evangelischen Persern aus Isfahan überfüllt sind. Niemand kann einem aber garantieren, ob man nicht mit dem ganzen Kasten in die Luft fliegt oder umgekehrt bei einer nächtlichen Razzia der Pazdaran, der Revolutionswächter, trotz Paß und Presseausweis einfach «mitgenommen» wird.

USA und Israel: Waffen für Chomeini, das kleinere Übel

Die große Explosion vom 28. Juli im Hauptquartier der «Islamischen Republikanischen Partei» hat leider nicht nur vielen Abgeordneten das Leben gekostet, für die jetzt eben am 2. Oktober Nachfolger gewählt werden müssen, sondern vor allem den Mann hinweggerafft, der vielleicht als einziger noch imstande gewesen wäre, das islamisch orientierte Regierungssystem auf einen vernünftigen Kurs zurückzuführen: Ayatollah Beheschti, einst iranischer Moscheeprediger in Hamburg und bis zu seinem gewaltsamen Tod der unbestrittene Kronprinz Chomeinis. Sollte hingegen jetzt der «Große Ayatollah» auch noch umgebracht werden oder früher oder später seinem Alter und Herzleiden erliegen, wird es ein kurzes, aber um so grausameres Epigonenregiment durch Leute vom Schlage des Blutrichters Chalkali oder von Innenminister Sajjed Kameluddin Nik-Rawesch geben, auf das aber dann, nicht minder blutig, der große, kommunistisch geführte Volksaufstand folgen dürfte.

Solche Überlegungen haben wahrscheinlich auch hinter dem Pariser Appell Bani Sadrs an die in seinem Namen auftretenden Bombenwerfer gestanden, nach dem erfolgreichen Anschlag auf Präsident Radschai zum Augustende nun wenigstens das Leben Chomeinis zu schonen. Um ihre Reaktion auf diese Weisung «ihres» Präsidenten befragt, gaben aber jetzt linke Untergrundkämpfer in einem Kellerversteck der ärmlichen «Unterstadt» von Teheran achselzuckend zu verstehen, daß diesem Musterbeispiel eines diskussionsstarken, aber handlungsschwachen Linksintellektuellen auch die Führung seiner eigenen Kräfte im Lande inzwischen entglitten sei.

Dabei dürften verschiedene Faktoren mitgespielt haben: Die beiden militanten Linksorganisationen Mudschahedin Chalq und Fedajin Chalq, die keineswegs in ein und denselben Topf geworfen werden dürfen, haben zwar bei der Februarrevolution von 1979 und dem mit ihr verbundenen Sturm auf die Kasernen und Rüstungsbestände der kaiserlichen Armee beträchtliche Mengen von hochexplosivem amerikanischen Sprengstoff auf die Seite gebracht, wie ihn sich Gaddafi sündteuer durch Korrumpierung der CIA beschaffen mußte. Das Ausmaß und die präzise Planung der fast täglichen Explosionen in den bestbewachten Gebäuden von Teheran, Täbriz oder Schiraz verrät aber eine Expertenpräzision, wie sie beide Volks-Organisatio-

nen (Chalq bedeutet auf persisch Volk) einfach nicht aufzuweisen haben. Da die USA und selbst Israel mit ihren Waffenlieferungen an Chomeini dem Fortbestand der «Islamischen Republik» als dem kleineren Übel klar den Vorzug geben, müssen hier Sowjetagenten und Palästinenser am Werk sein. Vor allem, wo es um die Operationen der Fedajin Chalq geht.

Umgekehrt bestätigt einem in Teheran selbst heute noch jedermann, daß die kommunistische Tarn- und Vorfeldbewegung der Tudeh-Partei nach wie vor treu hinter Chomeini steht. Und ebenso wird der alte Ayatollah in seiner neuen Festungsresidenz hoch über Teheran am sicheren Abhang des Elburz-Gebirges nach wie vor durch von der PLO gestellte Leibwächter geschützt. Bei den Palästinensern scheint aber in der letzten Zeit die eine Hand überhaupt nicht mehr zu wissen, was die andere tut. Und was die Russen betrifft, ist es nur bewährte sowjetische Taktik, im gleichen Land die Regierung offiziell zu unterstützen und gleichzeitig aus dem Untergrund zu bekämpfen.

Volkspartisanen «Fedajin Chalq» jetzt am stärksten

Auf diese weltpolitischen Entwicklungen in Iran kann ein schon in Teheran machtloser Bani Sadr aus dem französischen Exil erst recht keinen Einfluß nehmen. Dazu nützt es ihm immer weniger, in Paris den Führer der Mudschahedin Chalq, Madavi, an seiner Seite zu haben. Wie die letzten regelrechten Straßenschlachten in Teheran zeigten, ist die Initiative des Widerstandes von den Mudschahedin eindeutig an die Fedajin übergegangen. In Mudschahedin-Kreisen hat man sich bis heute noch nicht von dem Schock erholt, vom eigenen Chef ohne Einvernehmen darüber verlassen und im Stich gelassen zu sein. Dabei waren die Mudschahedin die einzigen, welche Bani Sadrs in der Praxis undurchführbare Vision einer Synthese aus Mohammed und Marx zu verwirklichen suchten. Schon ihr Name Mudschahedin, der islamische Fachausdruck für Glaubensstreiter, und Chalq aus der kommunistischen Terminologie von den türkischen Stadtguerillas bis nach Afghanistan, war ein Motto dafür.

Die Fedajin Chalq hingegen sind, wie schon ihr Name besagt, schlechthin Volkspartisanen im Sinne der Weltrevolution. Nur dank dem Starrsinn und dem Blutdurst der Ayatollahs sind sie von der kleinsten am Sturz des Schahs beteiligten Gruppe zur heute stärksten Alternative zur Islamischen Republik aufgewertet worden. Auf einen Staatsstreich der Militärs ist kaum mehr zu hoffen. Auch an Ort und Stelle kann man nur der Einschätzung Bani Sadrs rechtgeben, der ja wirklich ein heller Kopf, wenn auch sonst nichts ist, daß Chomeini in der gegenwärtigen innenpolitischen Situation an einer unbefristeten Fortführung des Golfkrieges nur gelegen ist. So bleiben die Armeen und Generäle um Ahwaz und Abadan gebunden, die sonst gewiß schon längst zum Marsch auf die Hauptstadt angetreten wären. Und ebenso kann man nach solch einem dritten Lokalaugenschein in Iran seit der Revolution nur dem anderen großen Exilperser von Paris rechtgeben: dem letzten kaiserlichen Regierungschef Bachtijar, der für Irans nächste Zukunft ein beispielloses Blutbad ohne den geringsten konstruktiven Silberstreifen am politischen Horizont prophezeit. Und man muß realistisch hinzufügen, daß auch aus diesem Blutbad die rote Farbe einer Volksdemokratie am Gängelband Moskaus triumphierend hervorgehen wird, ohne daß die Russen ihre Rote Armee wie in der afghanischen Nachbarschaft einzusetzen haben. Bezeichnend die Aussage eines studierten Fedajin, der vor der Revolution zum Kreis Chomeinis und Bani Sadrs in Paris gehört hatte: «Wir haben Allah gerufen und uns den Teufel ins Land geholt. Jetzt glaube ich an gar nichts mehr. Die Islamische Republik ist schlimmer als das Regiment des Schah. Nicht der Klerus, das Volk muß an die Macht kommen. Der Klassenkampf, die wahre Revolution hat erst jetzt mit Bombendonner begonnen!»

Heinz Gstrein, z. Z. Teheran

Menschliche Arbeit

«Laborem exercens - Über die menschliche Arbeit. Zum 90. Jahrestag der Enzyklika (Rerum novarum)»: so ist die neue, von Johannes Paul II. erlassene Enzyklika überschrieben.

«Rerum novarum» nennt man die «Arbeiterenzyklika», und sie behandelt in der Tat die Arbeiterfrage nach ihrem damaligen Stand. Aber vom Arbeiter selbst liest man nur wenig darin. Seine Lage wird von oben her gesehen; sie wird beschrieben mit der furchtbaren Anklage, die Arbeitsherren hätten ihm ein «sklavenähnliches Joch» auferlegt. – Leo XIII. ist nie Arbeiter gewesen; auch seine Nachfolger, die Sozialenzykliken erlassen haben, waren es nicht; Johannes Paul II. war selbst Arbeiter, kennt das Arbeitsleben aus eigener Erfahrung; so kann er in ganz anderer Sprache davon und zu den Arbeitern reden. Ebenso kennt er nicht nur die sozialen Probleme der sogenannten «kapitalistischen» Welt, sondern vielleicht sogar noch besser die vermeintliche Lösung dieser Probleme in der sogenannten «zweiten», vom Kommunismus beherrschten Welt. Auch das merkt man seiner Sprache deutlich an.

Leo XIII. sprach zu den industriell fortgeschrittenen Ländern des mittleren und westlichen Europa und zu den gerade aufstrebenden Vereinigten Staaten von Amerika; die beiden Pius-Päpste begannen, auch die übrigen Teile der Welt in den Blick zu fassen; erst Johannes XXIII. und Paul VI. griffen die Weltprobleme, die Probleme der Gesamtmenschheit und des gesamtmenschheitlichen Gemeinwohls auf. Darüber hinaus kann Johannes Paul II. den Rahmen nicht mehr erweitern. Aber er kann die Probleme vertiefen. Ihm ist es geradezu als sein persönliches Charisma gegeben, auch die ganz weltlichen, konkret praktischen Fragen und Aufgaben im Lichte und im Zusammenhang mit den letzten ewigen und religiösen Wahrheiten zu sehen und seinen Hörern und Lesern nahezubringen.

Wie die Eingangsworte «Laborem exercens» erkennen lassen, geht es in dieser Enzyklika unmittelbar um den arbeitenden Menschen, um sein rechtes Verständnis als menschliche Person und um seine Arbeit, um deren Bedeutung und Sinngehalt, um deren rechte Wertung als Ausfluß seiner Person und um die Rechte, die ihm aus seiner Arbeit erwachsen.

Der Papst spricht von der Arbeit im subjektiven Sinn, d.h. insofern der Mensch als Person in seiner Arbeit sich auswirkt, und von der Arbeit im objektiven Sinn, d.h. von dem Geschehen, das wir meinen, wenn wir von der «Welt der Arbeit» sprechen, die zu ordnen und zu gestalten uns aufgegeben ist.

Auch in dieser Enzyklika nimmt die «Lebenslage der abhängigen Arbeit», die Arbeit in der Abhängigkeit des Lohnarbeitsverhältnisses, insbesondere die Arbeit im Produktionsprozeß, den ersten Platz und den breitesten Raum ein. Aber auch alle anderen Arten von Arbeit, auch die selbständige Arbeit, auch die geistige und wissenschaftliche Arbeit, nicht zuletzt die unter Verzicht auf eigenen Erwerb geleistete Arbeit der Hausfrauen und Mütter, kommen voll zu ihrem Recht.

Die Gewerkschaften werden diese Enzyklika bestimmt sehr genau lesen. Sie finden sich darin voll anerkannt. Auch das Streikrecht ist mit Nachdruck anerkannt; die Aussperrung bleibt unerwähnt. – Zur Frage «Einheits- oder Richtungsgewerkschaft?» äußert der Papst sich nicht; die Beziehungen zwischen Gewerkschaften und politischen Parteien sieht er so, wie sie im Fall der Einheitsgewerkschaft nicht nur beschaffen sein können, sondern unbedingt beschaffen sein müssen.

Zum Schluß sei als bemerkenswert noch die Aussage hervorgehoben, der im Produktionsprozeß stehende (Arbeiter) sollte «das Bewußtsein haben können, im eigenen Bereich zu arbeiten», was der Papst dahin erläutert: nicht als bloßes Rädchen im von oben bewegten Mechanismus, nicht als bloßes Produktionsmittel, sondern als mit Eigeninitiative begabtes Subjekt der Arbeit.

Oswald von Nell-Breuning, Frankfurt a. M.

ELTERN DENKEN ÜBER DIE KIRCHE NACH

Eine Meinungsumfrage im Schweizerischen Katholischen Frauenbund (I)

Wenn es in der Schweiz eine katholische Organisation gibt, die nicht das Opfer des allgemeinen Vereinssterbens wurde, sondern nach wie vor kraftvoll und initiativ auftritt, so ist es der Katholische Frauenbund, und zwar sowohl in mehreren kantonalen Sektionen wie in einigen gesamtschweizerischen Fachgruppen. Im Hinblick auf das für diesen Herbst anberaumte Zweite Interdiozesane Pastoralforum (Lugano, 29.10.-1.11.) ergriff die Fachgruppe «Kirche» schon früh eine Initiative: Der Frauenbund sollte durch eine Meinungsumfrage in den eigenen Reihen einen eigenständigen Beitrag zu dieser Versammlung der «Kirche Schweiz» leisten. Der Arbeitstitel lautete: Wie erfahren Eltern und Kinder «Kirche»? Mit der Erstellung eines Fragebogens wurde im Herbst 1979 begonnen, und im September 1980 wurde er in der Zeitschrift «ehe und familie» publiziert. Ferner beteiligte sich (in beschränkterem Umfang) die Leserschaft des «treffpunkt», Zeitung der KAB (Katholische Arbeitnehmerbewegung) an der Umfrage.

Von dieser Umfrage des Frauenbundes zu unterscheiden ist die offizielle «Vernehmlassung», welche die Vorbereitungskommission des Pastoralforums im Mai 1980 mit einem Dokument «Erfahrungen und Hoffnungen» zum Thema Die lebendige und missionarische Gemeinde – ihre Dienste und Ämter eröffnete. Es wurde mit 440 Eingaben beantwortet. Sie stammten von einzelnen und von Gruppen, von Pfarreiräten und von Organisationen. Zusammen ergaben sie ein Dossier von 1200 Seiten. Im Mai dieses Jahres erschien daraus ein «Florilegium», d. h. eine Textsammlung, in welcher insgesamt 179 kürzere und längere Abschnitte aus den Eingaben in vier Hauptgruppen unterteilt sind: Das Leben in der Gemeinde – nach innen; das Leben in der Gemeinde – nach außen; Laien in der Gemeinde.

Obwohl sich die Meinungsumfrage des Frauenbundes in ihrer Thematik nicht ohne weiteres mit derjenigen des Pastoralforums deckt, bietet sie eine wertvolle Ergänzung zur erwähnten Vernehmlassung, kommt doch ein breiteres Spektrum engagierter *Laien* mit ihrer Mentalität und ihren Wünschen zu Wort. Aus einem Rücklauf von rund 2500 Fragebogen wurden 2291 vom Computer ausgewertet.

Zu beachten ist, daß hier nicht Eingaben in beliebiger Form und Länge gefragt waren. Der anspruchsvolle Fragebogen enthielt 46 Fragefelder mit gegen 170 Einzelfragen zum Ankreuzen. Ferner waren kleine Leerfelder (2-3 cm hoch und 10 cm breit) für persönliche Bemerkungen zu den verschiedenen Fragebereichen ausgespart. Ein etwas größeres Feld (4 cm hoch) ließ Raum für frei formulierte «Wünsche an die Kirche».

1698 Fragebogen enthielten solche Wünsche und persönliche Bemerkungen. Abgeschrieben und geordnet ergaben sie 190 Seiten mit 4183 Einzelaussagen. Da es sich praktisch um Leserumfragen handelte, kamen in der Veröffentlichung von Ergebnissen zuerst die beiden Zeitschriften zum Zug.² Inzwischen liegt ein ausführlicher Bericht der mit der Auswertung befaßten Fachgruppe vor.³ Die Verfasser betonen einerseits den Unterschied zwischen ihrem Publikum und demjenigen von allgemeinen Umfragen (z. B. zum Kirchgang) von Meinungsforschungsinstituten, anderseits erklären sie, daß die Auswertung nicht nach streng wissenschaftlichen Methoden erfolgt sei. Das wichtigste an dem Unternehmen war es, einen größeren Kreis für die gestellten Fragen zu sensibilisieren.

Im folgenden greift Margrit Schöbi, die bei der Umfrage und deren Bearbeitung leitend mitgewirkt hat, einige Ergebnisse

heraus, die vor allem auch in ihrer Gegenüberstellung interessieren. In einem zweiten Teil wird sie sich spezieller den Einzelaussagen zuwenden, und zwar unter Stichwörtern, die noch unmittelbarer auf die Thematik des Pastoralforums treffen.

Die Redaktion

IIT UNSERER MEINUNGSUMFRAGE Wollten wir erforschen. Mwie Eltern und Kinder die Kirche erfahren im Lebensraum der Familie, in Gebet und Alltag, in Fest und Feier, in Spannung und Belastung. Wer hat den Fragebogen ausgefüllt? Meistens war es die Mutter, oft auch das Ehepaar gemeinsam, selten der Vater. Es sind religiös Interessierte und kirchlich Engagierte. Einige Zahlen vorweg mögen dies belegen. Zum religiösen Leben: Da geht es u.a. darum, wie weit in der Familie gebetet wird. Regelmäßig tun dies 62 Prozent «am Abend», 52 Prozent «beim Essen» und 26 Prozent «am Morgen»; ab und zu tun es 30 Prozent am Morgen, 26 Prozent beim Essen und 21 Prozent am Abend. Sodann der Sonntagsgottesdienst: 80 Prozent besuchen ihn regelmäßig. Aber noch höher ist die Zahl, die auf die Frage «Besuchen Sie Bußfeiern?» mit Ja antwortet: 86 Prozent! - wogegen nur 31 Prozent zur Einzelbeicht gehen. Eine letzte Vorauszahl: Auf die Frage: «Engagieren Sie sich in einer kirchlichen Gruppierung?» antworten 65 Prozent mit Ja. Wer diese Grundzahlen vor Augen hat, wird die Tabellen besser lesen können. Er wird aber vor allem aufmerksam sein, in welcher Tabelle er nochmals (für «alle») auf eine so hohe Prozentzahl wie für den «regelmäßigen» Gottesdienstbesuch - 80 Prozent - stößt, nämlich dort, wo es heißt, daß der persönliche Gewissensentscheid von der kirchlichen Regel abweicht ...

Religiöses Leben in der Familie

Dieses erste Kapitel ging der Frage nach: Wie viel religiöse Tradition ist in unseren Familien noch lebendig?

Antworten in Zahlen:		Alle %	Dorf	Stadt %	Jüngere %	Ältere %
Gibt es in Ihrer Wohnung		,,,				
religiöse Zeichen? JA	•					
Kreuz	2192	96	96	96	93	98
Weihwasser	1254	55	62	48	50	59
Krippe	2065	90	89	91	88	92
Palmzweige	1820	79	81	78	73	85
Osterkerze	934	41	37	45	37	44
Welche Festzeiten haben						
religiose Bedeutung? JA						
Advent	2094	91	92	91	92	91
Weihnacht	2258	99	98	99	98	99
Aschermittwoch	1298	57	59	55	48	64
Fastenzeit	1480	65	65	64	61	67
Karwoche	1824	80	81	79	75	84
Ostern	2202	96	96	97	96	97
Himmelfahrt	871	38	41	36	30	45
Pfingsten	1593	70	70	70	65	74
Fronleichnam	855	37	42	33	28	45
Wie beten Sie mit den						
Kindern?						
in auswendig gelernten						
Gebeten?	1471	64	69	59	66	62
mit eigenen Worten?	1567	68	67	70	76	62
mit einem Buch?	534	23	24	23	26	21
Erzählen Sie biblisch-						
religiöse Geschichten? JA	1384	60	60	60	65	56
Führen Sie in der Familie						
religiöse Gespräche? JA						
häufig	400	17	17	18	15	19
gelegentlich	1466	64	63	65	63	65
selten	384	17	18	16	20	14
nie	36	2	2	1	2	1

Das Florilegium samt Themenkatalog (62 Seiten Großoktav, Fr. 11.-) ist erhältlich im Sekretariat des Pastoralforums, Postfach 909, St. Gallen.

² Erste Auswertungen erschienen in «ehe und familie» (Mai und Juni 1981) sowie im «treffpunkt» (vgl. Ausgabe vom 9. Juli: Familienplanung und Geburtenregelung).

³ Eltern-Kinder-Kirche, Erfahrungen und Wünsche. Ergebnisse einer Meinungsumfrage. Herausgeber/Bezugsquelle: Schweizerischer Katholischer Frauenbund, Burgerstraße 17, 6003 Luzern, 92 Seiten Großoktav. Fr. 15.-

Typische Einzelaussagen (aus 591 «Bemerkungen»):

- Das religiöse Leben gehört zu meinem Leben wie Luft und Wasser.
- Religiöses Leben ist ein ständiges Suchen und nicht Finden.
- Es dünkt uns immer schwieriger, in einer Umgebung ohne Gott unsere Überzeugung zu leben. In unserer Jugend hielt man allzu oft an Formen. Heute sind wir allezeit auf der Suche nach dem Inhalt. Auf der Suche. Dabei sollten wir unsern Kindern Entscheidendes mitgeben.

Kommentar: Es ist noch vieles lebendig in unseren Familien. Die Zahlen dürfen aber nicht über die Problematik hinwegtäuschen. Es ist auch viel Unsicherheit und Ratlosigkeit vorhanden. Es besteht ein großes Bedürfnis der Eltern nach hilfreichem, klärendem Gespräch.

Buße als «Krisensakrament»

Wir übergehen hier vorerst die Taufe: Bei den meisten erscheint sie noch als das selbstverständliche Sakrament und wird als Fest bejaht (vgl. 2. Teil), wenn auch die Meinungen über den Rahmen (Familienfeier/Gemeindegottesdienst) auseinandergehen. Zur Buße gab es fast doppelt so viele Bemerkungen wie zur Taufe. Die Bußpraxis ist ein Thema, das die Antwortenden beschäftigt.

Antworten in Zahlen:		Alle %	Dorf %	Stadt Ji %	ingere %	Ältere %
Besuchen Sie Bußfeiern?						
ja	1976	86	86	86	84	89
nein	251	11	11	11	13	. 9
Gehen Sie zur Einzel- beicht?						
ia	708	31	33	29	24	37
nein	1456	64	61	66	73	55
Finden Sie es richtig, daß Ihr Kind zur Einzel- beicht geführt wird?						
ja	1677	73	75	72	68	78
nein	326	14	14	14	18	11
Gibt es in der Familie nach einem Streit Versöh nungszeichen?	!-	,				
ja	1504	66	65	66	70	62
nein ·	517	23	24	22	21	24
Haben Sie sich bei de Vorbereitung Ihres Kinde auf die Erstbeicht persön lich engagiert?	5			٠		
ja	1105	48	48	48	35	60
nein	513	22	23	22	18	26
Gehen Ihre Schulkinder						
zur Bußfeier?	1072	47	45	49	31	61
zur Einzelbeichte?	885	39	43	34	33	43
zu beidem nicht mehr?	132	6	5	7	3	8

Einzelaussagen (aus 842 persönlichen Bemerkungen):

- Verhältnis zu den offiziellen Bußformen ist unsicher und gestört.
- Habe große Angst vor dem Beichten, besuche nur noch Bußfeiern, habe aber manchmal doch das Gefühl, daß mir etwas Wesentliches fehlt.
- Es gibt Sünden, an denen eigentlich der Partner schuld ist, und das soll man dann bei der Beichte sagen? Die Bußfeier bringt einen viel mehr zur Besinnung. Außerdem ist es ein schönes Erlebnis, wie Menschen in der übervollen Kirche alle eines wollen: Vergebung.

Kommentar: Die Buße wird als Krisensakrament empfunden. Für viele ist die Bußfeier die erlösende Errungenschaft nach lange quälender Beichtpraxis – für andere eine bequeme Verflachung und schematische Abfertigung, während die Beicht idealisiert gesehen wird. Ebenso breit ist die mittlere Front: Bußfeier ja, aber Beicht nicht fallen lassen. Häufig ist der Wunsch nach Beichtgespräch, Anleitung zum richtigen Beichten und eindeutigen Aussagen über die Bußfeier.

Sonntagsgottesdienst

Die Fragen zur Erstkommunionfeier, die wir hier übergehen, erhielten beträchtlich weniger Antworten als diejenigen zum Sonntagsgottesdienst. Auf zwei besonders hervorgehobene Fragen «für Mischehenpaare» hinsichtlich der Erstkommunion gab es sogar nur 176 Beantwortungen (gegenüber rund 1660 zu den anderen Fragen des gleichen Bereichs). Im Vergleich zur ständig wachsenden Zahl bekenntnisverschiedener Ehen – 1977 wählten bereits 29 Prozent aller heiratenden Katholiken einen nichtkatholischen Partner! – sind somit unter den Beantwortern der Umfrage die Mischehenpaare stark untervertreten. Dies wirft auch ein Licht auf die vergleichsweise überaus hohe Prozentzahl der «regelmäßigen» Besucher des Sonntagsgottesdienstes. Bei den Fragen zu diesem Thema interessierten vor allem die «Probleme» mit der heranwachsenden Jugend. (Die Jugendlichen selber aber konnten in dieser Umfrage kaum zu Wort kommen).

Antworten in Zahlen		alle %	Dorf	Stadt %	jung %	älter %
Besuchen Sie den						
Sonntagsgottesdienst regelmäßig?				٠		
ja	1843	80	79	82	70	89
nein	448	20	21	18	30	11
Ist regelmäßiger Sonn- tagsgottesdienst aller Fa- milienmitglieder selbstver- ständlich?						
ja, in der eigenen Pfarrei ja, in einer anderen Pfar-	1314	57	61	54	55	60
rei	386	17	17	17	17	17
nein	750	33	30	36	32	33
Gibt es in der Familie Pro- bleme/Diskussionen we- gen der Sonntagsmesse?						
ja	1054	46	45	47	36	55
nein	1061	46	48	44	55	39

Einzelaussagen (593 Bemerkungen, 61 zur Sonntagspflicht):

- Der Sonntagsgottesdienst mit seinem Obligatorium wird zu sehr in den Mittelpunkt gerückt.
- Ich verstehe unter Sonntagsheiligung nicht unbedingt Zwang zur Messe.
- Der Sonntagsgottesdienst ist etwas Beglückendes. Ich sehe jedoch den Grund für den Zwang nicht ein.

Kommentar: Sonntagspflicht und Gottesdienstgestaltung erscheinen vielen als problematisch. Oft fühlen sie sich vom sonntäglichen Gottesdienst nicht angesprochen, erleben keine Gemeinschaft und empfinden die Liturgie als unecht, starr und langweilig. Sehr deutlich wird der Wunsch nach Kinder-, Jugend- und Familiengottesdiensten ausgesprochen. Die Vorbereitung auf die Erstkommunion und die Gestaltung dieses Tages bekommen mehrheitlich eine «gute Note».

Jugendgruppen

Die Grenze zwischen Kind und Jugendlichem ist heute unklarer denn je: das macht die Auswertung der Antworten schwierig. Es ist auch nicht sicher, daß alle, die bei der ersten Frage mit «nein» antworten, selber Jugendliche in der Familie haben, obwohl die Gesamtzahl der Beantworter der ersten Frage beträchtlich (um 355) geringer ist als die der zweiten Frage.

Antworten in Zal	ahlen	alle	Dorf	Stadt	jung	älter	4+ mehr Kinder
		970	%	%	%	. %	%
Machen Ihre Jugendlichen in kirchlicher Ju- gendgruppe mit? ja nein	837 745	37 33	30 36	43 30	23 26	48 38	47 38
Gibt es kirchliche Jugendgruppen in Ihrer Pfarrei?							
ja, genügend	1318	58	44	71	51	63	59
ja, zu wenig	349	- 15	16	14	13	17	17
nein, keine	270	12	21	3	12	12	17

Traugott Holtz

Jesus von Nazaret

Was wissen wir von ihm?

152 Seiten, gebunden, Fr. 18.80

Die biblischen Aussagen über Jesus Christus unterliegen als historische Überlieferungen derselben Pflicht und Problematik historischer Bewahrheitung wie jedes andere geschichtliche Erreignis,

Traugott Holtz, Ordinarius für Neutestamentliche Wissenschaft an der Sektion Theologie der Universität Halle-Wittenberg, legt hier ein wissenschaftlich fundiertes Jesusbild vor. Holtz setzt bei der Quellenfrage und methodischen Grundsätzen zur Quellenauswertung ein. Er prüft außerchristliche Nachrichten über Jesus und die von ihm ausgelöste Bewegung, geht auf Paulus als den ältesten biblischen Zeugen ein und untersucht das Jesusbild der Evangelien.

Da Jesus als eine historische Persönlichkeit zu begreifen ist, werden die konkreten politischen, ökonomischen, sozialen und religiösen Verhältnisse Palästinas am Anfang des 1. Jahrhunderts skizziert.

Ein fundamentales, leicht lesbares Sachbuch zur Bibel.

Benziger

Einzelaussagen (aus 645 Bemerkungen):

- Für die Jugend wird zu wenig getan. Unsere Kinder sind die Kirche von morgen. Wichtigste Aufgabe einer Pfarrei.
- Mehr Engagement der Eltern. Jugendliche in eine glaubwürdige Gemeinde integrieren.
- Die Führer sind zu jung, zu unsicher im Umgang mit Kindern.

Kommentar: Die Wichtigkeit der Jugendarbeit wird eingesehen. Die zu junge Führerschaft wird häufig kritisiert. Gegensätzliche Tendenzen werden sichtbar: mehr Freiheit oder – weniger Freiheit für die Jugendgruppen, mehr religiöse Vertiefung oder – nicht zuviel Religion.

Kirchliches Engagement und religiöse Weiterbildung

Hier hat die Vollzahl der Teilnehmer geantwortet. Die Zahlen dürften für religiös und/oder kirchlich engagierte Katholiken annähernd repräsentativ sein.

Antworten in Zahlen		alle	Dorf		Jüngere	Ältere
		%	<u></u> %	%	. %	96
Engagieren Sie sich in einer kirchlichen						
Gruppierung?						
ja	1482	65	60	69	61	68
nein	661	29	31	26	33	25
Wenn nein, warum?						
Zeitmangel	344	15	15	15	16	14
familiäre Gründe	193	8	9	8	10	7
Angst vor Kritik	. 49	2	3	2	1	3
Frauen werden nicht ernst	}					
genommen	58	3	3	2	2	3
mangelnde Teamfähigkeit	ì					
der Seelsorger	118	5	7	4	5	5

Einzelaussagen: Keine.

Kommentar: Je größer die Zahl der Kinder und je höher ihr Alter, um so eher engagieren sich Eltern in kirchlichen Gremien. Zeitmangel und familiäre Gründe stehen einem kirchlichen En-

gagement am meisten im Weg. Nichtregelmäßige Kirchgänger sind in der Stadt häufiger engagiert als auf dem Land. Mit dem Schuleintritt der Kinder wird die Bereitschaft für ein kirchliches Engagement und für religiöse Weiterbildung verstärkt. Kirchliches Engagement wird vorwiegend gesucht, um ein persönliches Bedürfnis zu befriedigen. In der religiösen Weiterbildung werden jene Formen bevorzugt, in welchen die Einweg-Kommunikation vorherrscht.

Kirchliche Vorschriften über Familienplanung

Die Bearbeiter hatten größere Unterschiede zwischen Stadt und Land erwartet, die es hier, wie man sieht, nicht mehr gibt. Vor allem erwarteten sie, daß ältere Ehepaare noch beträchtlich mehr als jüngere die kirchlichen Vorschriften als «bindend» betrachteten. Ein größerer Unterschied zwischen Jung und Alt kommt aber erst heraus, wenn man die Zahlen für «wichtig» und «bindend» bzw. für «belanglos» und «überholt» addiert: Dann stehen Jung gegen Alt mit 30:54 bzw. mit 58:41.

Antworten in Zahlen		Alle	Dorf %	Stadt %	Jüngere %	Ältere %
Finden Sie die kirchlichen		•				
Vorschriften						
wichtig	816	36	36	35	27	43
bindend	200	9	8	9	7	11
belanglos	140	6	6	6	8	5
überholt	966	42	39	45	50	36
Entscheiden Sie nach Ih- rem persönlichen Gewis- sen, auch wenn es von der						
kirchlichen Vorschrift ab-						
weicht? JA	1843	80	· 79	. 82	88	74
NEIN	189	8	9	7	5	11

Frappant ist die hohe Zahl von 80% für alle beim abweichenden Gewissensentscheid: denselben hohen Prozentsatz haben wir für den regelmäßigen Sonntagsbesuch gefunden. Die Bearbeiter haben nun die obigen Zahlen noch eigens nach regelmäßigen und nicht regelmäßigen Kirchgängern aufgeschlüsselt:

Entscheid nach Sie finden kirchlieigenem Gewissen liche Vorschriften über Familienplanung bindend überholt % % 42 Alle Antwortenden 80 Junge Paare und nicht regelmäßige 2 Kirchgänger 94 62 Junge Paare und regelmäßige Kirchgänger 85 9 44 über 40jährige und nicht regelmäßige 2 Kirchgänger 91 60 über 40jährige und regelmäßige Kirchgänger 30

Einzelaussagen (aus «Wünsche an die Kirche»):

- Endlich mehr Verständnis für Familienplanung und Geburtenregelung.
- Die Kirche ist in dieser Frage zu autoritär und zu lebensfremd.
- Weniger Verbote innerhalb der Familienatmosphäre. Der Vatikan bezahlt mir keinen Rappen, wenn ich ein Dutzend Kinder in die Welt setze.

Kommentar: Die Antworten zum Gewissensentscheid sind eindeutig, sowohl bei älteren wie bei jüngeren Paaren. Viele Ehepaare haben heute ein viel unbefangeneres Verhältnis zur Sexualität. Religiöses Leben und Bejahung der Sexualität schließen sich nicht mehr aus. Die Autoren, die diese Schlüsse ziehen, haben aber noch Fragen: Fühlen sich die praktizierenden Paare von den kirchlichen Vorschriften überfordert und nicht mehr angesprochen? Oder trennen sie schlicht und einfach ihr religiöses Leben von der sexuellen Praxis – mit der Einstellung: «Die Kirche hat in unserem Schlafzimmer nichts zu suchen»? Oder wird darin eine neue Mündigkeit sichtbar?

(2. Teil folgt)

Margrit Schöbi, St. Gallen

Ein gewisser Jesus für Lateinamerika

«Wir müssen Jesus von Nazaret darstellen, wie er das Leben, die Hoffnungen und die Ängste seines Volkes teilt, und wir müssen zeigen, daß er der von der Kirche geglaubte, verkündete und gefeierte Christus ist» (Lateinamerikanische Bischofsversammlung in Puebla, Dokument Nr. 176).

Welche Zerreißproben dieser begrifflich an sich klare Satz mit seiner zweipoligen Aufgabe, Jesus von Nazaret darzustellen und den von der Kirche geglaubten Christus zu verkünden, bringt, zeigt die jungste Kontroverse um das 144teilige Jesusdrama «Un Tal Jesús» auf Tonkassetten des SERPAL (Servicio Radiofónico Para América Latina, Am Kiefernwald 21, D-8000 München). Die Auseinandersetzung spiegelt in etwa die christologische Auseinandersetzung unserer Tage: Während die Schöpfer dieser Serie bemüht sind, den Zeitgenossen die Gestalt Jesus Christus nahe zu bringen, indem sie in einer Christologie von unten oder in einer Christologie der Nachfolge Jesus von Nazaret vor Augen führen, «wie er das Leben, die Hoffnungen und die Ängste seines Volkes teilt», fürchten ihre Kritiker, daß «der von der Kirche geglaubte, verkündete und gefeierte Christus» dabei zu kurz komme. Diese Befürchtung ist auch auf der Ebene der akademischen Theologie bekannt, da bräuchte man sich gar nicht erst um eine populär dramatische – und schon gar lateinamerikanische – Gestaltung eines «gewissen» Jesus zu bekümmern. Und dennoch, wer zur Evangelisierung des Volkes in Lateinamerika und überhaupt ja sagt, der wird bald einsehen müssen, daß es auch eine legitime Sorge um den ersten Teil des Satzes gibt, nämlich Jesus von Nazaret darzustellen, wie er das Leben, die Hoffnungen und sogar die Angste seines Volkes teilt. Diese Sorge wird von «altgedienten» Christen weit weniger geteilt als die andere. Dabei ließe sich unschwer ermitteln, wie gering der Bezug dogmatisch fertiger Begriffe aus dem Katechismus wie Erlösung, heiligmachende Gnade, Reich Gottes, Heil usw. auf die tägliche Glaubenserfahrung sogar der traditionellen Katholiken ist. Den Kritikern ist dieser Umstand wohl nicht unbekannt, und sie mögen sogar gewillt sein, die Mängel auf anderen Wegen zu beheben, nur hört man davon nichts. Die Serie hingegen, um die es mir geht, ist (ähnlich wie die Befreiungstheologie) aus der Praxis für die Praxis entstanden.

Die Idee zu diesem Volksdrama entstand vor vier Jahren in Santo Domingo. Das Skript wurde von José Ignacio López Vigil (Gewinner eines UNESCO-Preises und Drehbuchautor) und seiner Schwester Maria verfaßt. Beide sind erstrangige Journalisten mit theologischer Bildung. Sie waren beständig in Kontakt mit Fachleuten der Theologie, Anthropologie und Kommunikation und überdies mit einigen Bischöfen. Aufgezeichnet wurden diese 144 Teile mit kirchlicher Billigung auf 36 Kassetten in Madrid, worauf, um ihre Tauglichkeit für Gruppenarbeit zu testen, in der zweiten Hälfte des letzten Jahres Feldversuche durchgeführt wurden.

Tatsächlich ist diese Serie vornehmlich für die in Lateinamerika inzwischen übliche Gruppenarbeit gemacht (vgl. Orientierung 1981, S. 140ff.), was nicht ausschließt, daß sie – unter bestimmten Bedingungen, z. B. mit einer einführenden Kommentierung und einschlägiger Bibellesung – auch von Radiostationen ausgestrahlt werden kann. Das Zielpublikum ist die arme ländliche Jugend. Ihnen sollte Jesus Christus so nahe gebracht werden, daß sie ihn wiedererkennen können. Wenn von Jesus die Rede ist, sollen diese Menschen vertraut sein mit einem Mann, von dem allerlei zu erzählen ist, «ein gewisser Jesus». An Parallelen zwischen dem Leben in Galiläa und dem in den Dörfern Lateinamerikas fehlt es nicht. Seine Herkunft aus dem verlorenen Nest Nazaret wird selbst in den Evangelien nicht ohne liebevoll-spöttische Betonung vermerkt. «Seht, die Sache begann in Galiläa ...», beginnt der Erzähler im ersten Teil.

So spiegelt sich alles, was in den Evangelien steht, alle Gleichnisse und Wunder in dieser Serie. Der Stoff wird dramaturgisch bearbeitet, und zwar in einer Sprache des gewöhnlichen Volkes. Es ist also keine bloße Abschrift der Evangelien und schon gar nicht ein thematisch systematisierter Lehrgang. Erzählt wird von einem gewissen Jesus, angefangen von seinem Auftreten im öffentlichen Leben bis zur Zeit nach der Auferstehung. Die Kindheitsgeschichte erfährt man am Schluß in einem Interview mit seiner Mutter Maria. Die Folge der Erzählung ergibt sich aus der zeitlichen Perspektive des alternden Evangelisten Johannes.

Die Sache begann in Galiläa

Das, was ich mit meinen Augen, die jetzt schon alt sind, gesehen, was ich gehört und was ich mit diesen meinen schwieligen Fischerhänden von Dem verspürt habe, der unter uns gelebt hat, - das will ich Euch erzählen ...

Ich heiße Johannes. Von Patmos aus, einer kleinen, grünen, im griechischen Meer verlorenen Insel, kehren meine Gedanken immer wieder zu Jesus von Nazaret zurück, dem Sohn Marias, der mir so aus nächster Nähe vertraut war. (Er seufzt.) Seht, die Sache begann in Galiläa ...

Geschildert wird das dörfliche Leben in Nazaret, im dunkelsten Winkel von Galiläa. Im benachbarten Kana hieß es: «Aus Nazaret kommt nichts Gutes». Die Anwesenheit der Römer ist allerdings auch schon in diesem Nest von zwanzig Hütten und einer Synagoge spürbar. In einer der Hütten lebt eine Witwe Maria mit ihrem Sohn Jesus. Ein Prachtsjunge ist er, zwar schon dreißig und immer noch unverheiratet, aber vertraut mit Handwerk und Feldarbeit. Seine Mutter bangt um seine Zukunft, sie spürt, daß ihn etwas bedrückt:

Maria: Nun, sag schon, was dich bedrückt.

Jesus: Nichts bedrückt mich, wirklich.

Maria: Du hast irgend etwas im Sinn!

Jesus: Natürlich, diese Hufeisen, die ich schon gar nicht mehr sehen kann! (Jesus mußte Hufeisen für römische Pferde schmieden.)

Maria: Nein, nein, schwindle nicht! Ich weiß schon, was in dir vorgeht: Benjamin ist zum Jordan gegangen, um den Propheten zu sehen, – und nun zuckt es auch dir in den Gliedern, um aufzubrechen. Ist es nicht so? Jesus: Ja, du hast es erraten: Ich wollte es dir nicht sagen, um dich nicht traurig zu machen.

Die Monotonie (essen, arbeiten, schlafen), die Armut, die Steuerlast, die Römer und die Priester in Jerusalem, all dies macht Jesus zu schaffen. Doch da lauert auch die Angst vor den Gefahren und Unsicherheiten.

Jesus: Es genügt nicht, nur zu beten, Mutter. Man muß auch etwas wagen! Man muß etwas tun, so wie Johannes.

Maria: Nun hast du die Karten aufgedeckt! Das ist es, was du willst: Zum Jordan gehen und dich jenen Aufrührern anschließen! Es würde mich nicht wundern, wenn es eines Tages hieße: Maria, dein Sohn ist ein Prophet geworden. Dein Sohn zieht als Prediger durch das Land.

Jesus: Ich? Ein Prophet? (Er lacht.) Nein, mach dir da keine Sorgen! Die Worte würden mir noch krummer geraten als diese Hufeisen. Nein, nein, ich habe nicht das Zeug zum Propheten ... Nun, essen wir jetzt die Linsen auf, morgen gibt es die Henne. (Er lacht.)

Jesus bricht tatsächlich auf, ein gewöhnlicher armer Bursche vom Land, und macht sich auf den Weg zum Jordan. Unterwegs begegnet er Philippus, Nathanael, Petrus, Johannes und Andreas. Sie werden Freunde. Er lernt in Kapharnaum das bunte Treiben von allerlei Leuten, von Fischern, Hergezogenen, arbeitslosen Landarbeitern, Dirnen, Zeloten, römischen Besatzungstruppen und einem verachteten Steuereintreiber kennen. Die sozialen und politischen Spannungen werden anschaulich. An den spärlichen Textproben mag der Leser erkennen, daß hier zunächst nicht ein Wunderknabe auf den Plan tritt, keiner, der von Anfang an ein fertiges Programm seiner Sendung präsentiert, sondern einer, der erst in sie hineinwächst und wachsend ihrer bewußt wird. Der Hörer wird dort abgeholt, wo er selber steht. Er wird so befähigt, zu folgen, den Weg mit diesem «gewissen Jesus» zu gehen. Wenn heute in akademischer Diskussion eine Verbindung des lebendigen Jesus der Geschichte mit unserer heutigen Lebenssituation ge-

¹ Zum Titel «Ein gewisser Jesus» vgl. Apg 25,19 (Festus zu Agrippa).

sucht wird (was sicherlich auf der Ebene theologischer Reflexion eine Menge hermeneutischer Probleme aufwirft), dann kann dieser Versuch, Jesus mit dramatischen Mitteln in heutige Lebensnähe zu rücken, grundsätzlich auf derselben Linie betrachtet werden. Die Überzahl der erzählerischen Details sind nicht wörtlich aus den Evangelien, sie stammen aus der Lebenssituation des heutigen Lateinamerikas. Auch der Werdeprozeß Jesu wird parallel zum Werdeprozeß des jungen Christen. Was der Evangelist Lukas (2, 52) feststellt: «Jesus aber wuchs heran, und seine Weisheit nahm zu; Gott und die Menschen hatten Gefallen an ihm», wird in der durchgehenden Erzählung lebendige Wirklichkeit, nachvollziehbare Wirklichkeit. Ob die Verbindung des historischen Jesus mit der heutigen Situation gelingt? Man sollte nicht übersehen, daß die Hörspielserie für Diskussionsgruppen bestimmt ist, daß dabei die Hörer auch mit Kommentar und Bibellektüre konfrontiert werden, daß eine kritische Rezeption beabsichtigt ist, keine Indoktrination. In diesem Sinne sind diese Folgen gut informierte und zugleich mediengerechte Anregungen.

Ein Jesus, der erst stottert

Im 22. Teil der Serie mit dem Titel «Die frohe Botschaft» kehrt Jesus nach Nazaret zurück. Am Sabbat, im Rahmen des Synagogengottesdienstes, wird seine Bewußtheitsreife offenkundig. Er wird vom Rabbiner aufgefordert, aus der Schriftrolle vorzulesen und den Text zu kommentieren, was man den Laien offenbar zumutete. Er, wie jeder Taglöhner, der kaum eine Schule besucht hat, liest etwas stockend, dann zunehmend flüssiger:

Der Geist des Herrn ist auf mir. Der Geist des Herrn hat mich gerufen und zu den Armen geschickt, um ihnen die frohe Botschaft zu künden, auf die sie schon lange warten: ihre Befreiung! Die gebrochenen Herzen werden geheilt werden, die Gequälten werden in Freiheit entlassen, und die Gefangenen werden das Licht der Sonne sehen. Ich komme, um ein Gnadenjahr des Herrn auszurufen und einen Tag der Gerechtigkeit unseres Gottes, um die Weinenden zu trösten und auf ihre mutlosen Häupter die Krone des Sieges zu setzen, um ihre Trauerkleidung in Festtagsgewänder und ihr Wehklagen in Freudengesang zu verwandeln.

Sein Kommentar ist stockend nervos (Nachbarn ... ich ... ich ... wirklich, ich habe nicht gelernt, vor so vielen Leuten was zu sagen ...). Dennoch muntert ihn der Rabbiner auf, denn es gab ja schon Gerüchte über ihn von wegen Aussätzigen ... So faßt sich Jesus ein Herz und spricht zum Text:

Nun, Nachbarn, ich möchte euch sagen, daß ... daß diese Worte des Propheten Jesaja etwas ... etwas sehr Großartiges sind ... Die gleichen Worte hörte ich aus dem Munde des Propheten Johannes dort in der Wüste. Johannes sagte: «Dies hier wird sich ändern, das Reich Gottes naht.» Und ich dachte: Ja, Gott hat etwas vor ... aber ... aber was? Was ist es, das sich ändern muß? Wo wird das Reich Gottes anfangen ...? Jetzt, nachdem ich diese Worte der Schrift gelesen habe, glaube ich zu verstehen, worum es geht. (Sicherer) Nachbarn ... hört mich an, ... ich ... verkündige euch eine große Freude: unsere Befreiung.

Nach einer Pause mit vereinzeltem Gemurmel fährt Jesus in bescheidenem, niemals feierlichem Ton fort:

Wir, die Armen, haben uns unser ganzes Leben abgerackert wie Lasttiere. Die Großen, die Herrschenden, haben ein schweres Joch auf unsere Schultern gedrückt. Die Reichen haben uns der Früchte unserer Arbeit beraubt. Fremde haben sich unseres Landes bemächtigt, und selbst die Priester haben sich auf deren Seite geschlagen und uns mit einer Religion gedroht, die aus Vorschriften und Angst besteht. Und so geht es uns heute wie unsern Vorvätern in Ägypten zu Pharaos Zeiten. Wir haben ein bitteres Brot gegessen und viele Schläge erhalten, daß wir schon dachten, Gott habe uns vergessen. Nein, Nachbarn, die Zeit ist erfüllt, und das Reich Gottes ist nahe, – sehr nahe.

Es entsteht in der Synagoge eine heftige Diskussion mit Rede und Gegenrede. Für sein Reden soll er sich durch außergewöhnliche Zeichen ausweisen. An das altisraelitische «Gnadenjahr» zu erinnern, ging ans Lebendige. Es bedeutete Schuldenerlaß, Rückgabe des Besitzes an den alten Besitzer, Sklavenbefreiung, kurz: soziale Gerechtigkeit, die jeder Familie Zusammenhalt, Eigentum und ein menschenwürdiges Leben sichern sollte. Der Gottesdienst endet in Rauferei und Todesdrohung.

Die Szene macht deutlich, was es heißt, in der Vaterstadt als Prophet aufzutreten.

Der Fortgang der Serie führt trotz der Volksnähe, die sich vor allem auch in der Vulgärsprache kundtut, nicht in ein enges Volkstum oder in eine populistische Kleinkrämerei. Dies zeigt vor allem der 65. Teil «Die ausländischen Hunde» mit der Episode der Syrophönizierin, die auf Jesu Einwand, «Es ist nicht recht, das Brot den Kindern wegzunehmen und den Hunden vorzuwerfen», entgegnete: «Aber selbst die Hunde bekommen von den Brotresten, die vom Tisch ihrer Herren fallen» (vgl. Mt 15, 21-28; Mk 7, 24-30). Gerade in diesem Teil, wie auch anderswo, muß dem europäischen Hörer klar werden, daß diese Hörspielserie die authentische Weite des Evangeliums behält und nicht als Produkt lateinamerikanischer Sonderinteressen abgetan werden darf.

Zur Kontroverse

Wer diese Kassetten anhört, ist zunächst erstaunt, daß es so etwas überhaupt gibt. Die professionelle Qualität ist unbestritten. Was aber reizt zur Ablehnung und bei wem? Die Feldversuche zeitigten folgende Resultate: 60% waren einverstanden mit der Reihe, 30% äußerten einige Schwierigkeiten, und 10% waren heftig dagegen. Diese Zahlen sichern die Sache keineswegs, denn es kommt darauf an, wer dagegen ist und mit welchen Argumenten.

► Ein erster Einwand wird erhoben gegen die Vulgärsprache. Tatsächlich haben die Autoren bewußt die Sprache des einfachen Volkes in den lateinamerikanischen Dörfern gewählt. Für einen, der an die in der Kirche übliche Verkündigungssprache gewöhnt ist, wirkt diese Sprache schockierend. Muß aber das Volk nicht gerade dort abgeholt werden, wo es die Sprache beherrscht und nicht von einer Sprache beherrscht wird? Kann man Jesus von Nazaret dem einfachen Menschen nahe bringen, indem man ihn gleichzeitig mit Gelehrtensprache fremd macht? Bei aller - auch berechtigter - Kritik müßte doch die Absicht und vielleicht gar im großen und ganzen die sprachliche Leistung gewürdigt werden. Im selben Zusammenhang wäre auch die Kritik an der zunächst fehlenden Sprachmächtigkeit Jesu selber zu sehen. Mit dem wachsenden Bewußtsein seiner Sendung wächst auch die Klarheit seiner Botschaft vom Reiche Gottes. Man kann doch nicht so tun, als ob diese Bewußtheitsproblematik ein für alle Mal damit gelöst wäre, daß man ihm schon als Kind das Bewußtsein seiner göttlichen Sendung zuschriebe. Ist aber wiederum nicht gerade ein Wachstumsprozeß entscheidend für den sonst so machtlosen Menschen auf dem Weg des Glaubens?

Gewiß kann man verschiedener Meinung sein, wie weit die sprachliche Anpassung gehen soll. Es gäbe gewiß auch einige Mängel und vielleicht sogar Fehlgriffe in der Wahl der Sprache zu beanstanden; jeder Kritiker dürfte aber zustimmen, daß die Findung einer gemeinsam verstandenen Sprache, einer, die nicht die Mehrheit der Betroffenen in Sprachlosigkeit beläßt, kein leichtes Unterfangen ist und daß hier eine beachtliche Leistung vorliegt.

▶ Ein zweiter Haupteinwand richtet sich gegen die sogenannte politisierende Tendenz der Serie. Kardinal Agnelo Rossi, Präfekt der Kongregation für die Evangelisierung der Völker und ehemaliger Erzbischof von São Paulo, hat in Brasilien seine Stimme dagegen erhoben. Er befürchtet, daß die genannten Kassetten vornehmlich der «politischen Ideologisierung» der Basisgemeinden dienten. Für ihn sind sie ein Produkt jenes «Progressismus, der integrale Erlösung durch politische Befreiung ersetzt, der die Kirche Christi in eine elende menschliche Organisation verwandelt und der unweigerlich beim Marxismus endet».² Warum aber wird eine solche Kampagne, welche die Züge eines «Präventivkrieges» trägt, ausgerechnet im por-

² Interview in: Veja, 27.5.1981. Noch weiter ging der Erzbischof von Porto Alegre, Kardinal A. V. Scherer, der sich in der lokalen Abendzeitung

tugiesischsprechenden Brasilien geführt, wo die bisher bloß auf Spanisch vorliegende Fassung – zumal von den untern Schichten – gar nicht verstanden wird? Nun, es dürfte inzwischen klar sein, daß die – bisher unabhängig von der Serie – stetig wachsenden Basisgemeinden in Brasilien (es sind jetzt ungefähr 100000) zwar eine Mehrheit des dortigen Episkopats auf ihrer Seite haben, daß sie aber gewissen konservativen Kräften ein Dorn im Auge sind. Ihre Mitglieder – es sind ja schließlich hauptsächlich Laien – sind zum politischen Faktor für die Wahlen von 1982 geworden, bei denen die gegenwärtige Regierung Figueiredo hart auf die Probe gestellt werden wird.

Angesichts politischer Emotionalität dieser Art frägt man sich, welche Seite denn massiver Evangelium und Kirche in die Zwänge von Politik lenkt und dazu beiträgt, «die Kirche Christi in eine elende menschliche Organisation» zu verwandeln. Sind denn diese benachteiligten Menschen nicht – wie alle Christen überhaupt – moralisch verpflichtet, am sozialen und politischen Leben zum Wohl ihrer Völker teilzunehmen? Die Tendenz, die Basisgemeinden ideologisch und parteipolitisch abzustempeln, läuft oft darauf hinaus, ihnen die elementaren politischen Rechte und Pflichten abzusprechen. Bei der herrschenden Ungerechtigkeitssituation stellt sich doch die konkrete Frage, wie weit das Evangelium von seinen Gläubigen verlangt, gegen Ungerechtigkeiten, Korruption und Machtmißbrauch klar Stellung zu beziehen oder nicht.

Daß die Autoren von «Ein gewisser Jesus» die biblischen Verurteilungen von Ungerechtigkeit und Unterdrückung nicht verschweigen und sich zu eigen machen, kann man ihnen nicht zum Vorwurf machen. Übrigens würde jeder europäische Christ sich das Recht herausnehmen, bei einer Inflationsrate von 110%, welche vor allem die Ärmsten trifft, das nächstemal der Opposition die Stimme zu geben. In Brasilien ist dies nun der Fall.³

Umfassender ist die Gegnerschaft im spanischsprechenden Lateinamerika. Dort kam es zu einer organisierten Aktion gegen

³ Vgl. F. Kassebeer, Süddeutsche Zeitung Nr. 182, 11.8.1981, S. 3.

die Reihe. Instrumental war eine Analyse des Karmeliten Juan Francisco Saera Ferrada aus Costa Rica, der allerdings nur zwanzig Kassetten prüfte. Dessen negatives Urteil beeindruckte den dortigen Erzbischof Román Arrieta Villalobos und wurde an alle Bischofskonferenzen geschickt. Diese befassen sich unterdessen mit der Produktion. Einige haben sogar eilends die Verbreitung verboten. Voraus ging, daß auch der lateinamerikanische Bischofsrat (CELAM) unter Führung von Erzbischof López Trujillo ein Communiqué veröffentlichte, wonach die Serie «dem Glauben des einfachen Volkes gefährlich» sei. Kardinal Anibal Muñoz Duque, Bogotá (Kolumbien), droht in einem Brief an den lokalen Koordinator mit der Suspendierung vom priesterlichen Amt, wenn auch nur Teile – selbst über Drittpersonen – verbreitet würden.

Angesichts von alldem wäre an einen zweiten Satz zu erinnern, den die in Puebla versammelten Bischöfe geprägt haben: «Die Kirche vertraut stärker auf die Kraft der Wahrheit und auf die Erziehung zu Freiheit und Verantwortlichkeit als auf Verbote, denn ihr Gesetz ist die Liebe» (149).

Etwas eigenartig rührt der Umstand an, daß die meisten Gegner aus ein und derselben Analyse des Karmeliten schöpfen, der übrigens den 400seitigen Leitfaden für die Diskussionsleiter und damit die Art und Weise, wie diese Bänder eingesetzt werden, gar nicht berücksichtigt hat. Die Produktion wird ja erst in dieser aktiven Empfängersituation zu dem, was sie sein will. Tragisch und politisch absurd wird die Sache allerdings, wenn die Kirche durch ihre Repräsentanten den Machthabern die Stichwörter zur Verfolgung ihrer eigenen – und nicht der schlechtesten – Kinder liefert.

Wie aus zuverlässiger Quelle verlautet, hofft SERPAL, daß Rom für ihre Sache eintritt. So soll Kardinal Sebastiano Baggio, der Präfekt der Kongregation für die Bischöfe und Präsident der Päpstlichen Kommission für Lateinamerika, die Päpstliche Kommission für die Sozialen Kommunikationsmittel gebeten haben, das Werk zu prüfen. SERPAL hofft, daß dort zur Beratung auch Kenner der typisch lateinamerikanischen Methode mit Gruppenmedien beigezogen werden, damit ein sachdienliches Urteil möglich wird. «Ein gewisser Jesus» ist jedenfalls besser als ein ungewisser. Karl Weber

BASEL - DAS VERGESSENE KONZIL?

Sooft ich im Zusammenhang mit meiner Arbeit über das Konzil von Basel von diesem Konzil sprach, kam die etwas verschämte Rückfrage: «Basel? Wann war doch gleich dieses Konzil?» Hin und wieder erinnerte man sich dann, daß Basel in die konziliare Bewegung des ausgehenden Mittelalters gehört und zugleich so etwas wie deren klägliches Ende bedeutet. Nun sind es in diesem Jahr genau 550 Jahre her, daß das Konzil von Basel am 23. Juli 1431 eröffnet wurde und am 14. Dezember 1431 seine erste Sessio feierte. Kein Wunder, wenn eine Gedenkfeier dieses vergessenen Konzils kaum kirchliche Öffentlichkeit erlangt und mit dem großen Jubiläum des vergangenen Jahres, der 450-Jahr-Feier der Confessio Augustana, in keiner Weise vergleichbar scheint. Es ist gut, wenn wenigstens in der Stadt Basel dieses große kirchengeschichtliche Ereignis gebührend gefeiert wird. Immerhin konnte noch 1976 ein evangelischer Theologe (Hans Schneider) konstatieren, das Basler Konzil sei ein «Stiefkind der kirchenhistorischen Forschung», und der berühmte französische Dogmenhistoriker Yves Congar schrieb 1971 von den Basler Theologen der Konzilszeit, sie hätten zur Ekklesiologie keinen Beitrag geleistet. Kein Wunder, daß auch meine eigene Beschäftigung mit diesem Konzil beinahe zufällig zustandekam, da es kaum einen Hinweis gab, man müsse dieses Konzil aus seiner dogmengeschichtlichen Verdrängung herausholen und entschiedener in die ekklesiologischen Bemühungen nach dem Zweiten Vatikanum einbeziehen. Doch je mehr ich mich auf dieses Konzil und nicht zuletzt auch auf seinen kompetenten Chronisten Johannes von Segovia einließ, umso mehr ging eine Faszination davon aus, die wie eine Neuentdeckung einer vergessenen Welt wirkte. Man fühlt sich an Walter Benjamins Geschichtsthesen erinnert, nach denen es geheime Entsprechungen zwischen verschiedenen Zeiten gibt, so daß eine spätere Zeit eine frühere Epoche dank dieser geheimen Entsprechung aus der Vergessenheit herausreißt und eine Art Gleichzeitigkeit herstellt, die das Vergangene in die Gegenwart hereinrettet. Um einige Aspekte dieser Rettung des Konzils für unser kirchliches Heute soll es auch in diesem Beitrag gehen. Vollständigkeit oder historische Detailinformation ist dabei nicht beabsichtigt.

zu folgendem Satz verstieg: «In den Verleumdungs- und Diffamierungskampagnen gegen jegliche Religion in den Zeiten des Hitlerregimes und zur Stalinzeit in Rußland habe ich keine schlimmere Publikation gesehen.»

Den interessierten Leser kann ich auf wenigstens zwei jüngst erschienene und sehr lesenswerte Arbeiten zur Theologie der führenden Basler Köpfe und deren Einfluß auf den Basler Konziliarismus in Theorie und Praxis verweisen: A. Black, Council and Commune. The conciliar movement and the 15th-century heritage, London 1979; W. Krämer, Konsens und Rezeption. Verfassungsprinzipien in der Kirche im Basler Konziliarismus (= Beiträge zur Geschichte der Philosophie und Theologie des Mittelalters, N. F. Bd. 19), Münster: Aschendorff 1980. – Einen ersten Überblick bieten die einschlägigen Lexikonartikel von A. N. E. D. Schofield (in: Theologische Realenzyklopädie Bd. 5, Berlin 1980, 284–289) bzw. von E. Meuthen (in: Lexikon des Mittelalters Bd. 1, München-Zürich 1980, 1517–1521). – Meine eigene (mehr systematisch angelegte) Habilitationsschrift «Konsens: Zur Sprache ekklesialer Verständigung im Konzil von Basel (1431–1449)» erscheint voraussichtlich im Frühjahr 1982 in den «Tübinger Theologischen Studien» beim Grünewald-Verlag Mainz.

Das Universalkonzil als Verständigungsgemeinschaft

Wenn man sich in der sogenannten pluralistischen Gesellschaft von heute erneut ernsthafte Gedanken machen muß, wie Verständigung in der Vielfalt der Meinungen um des Zusammenlebens willen gelingen soll, dann kann man mit guten Gründen beim Konzil von Basel in die Schule gehen. Aus der Erfahrung schwerer institutioneller Verständigungskrisen in der Kirche des ausgehenden Mittelalters, die diese in theologische und politische Interessengruppen zu zerreißen drohten, glaubte man in Basel einen Weg der Verständigung gefunden zu haben, den der Chronist Johannes von Segovia als eine große Errrungenschaft bezeichnete. Es war eine neue Methode, die die Meinungsfreiheit im Konzil mit einer verbindlichen Textproduktion koppeln sollte. Die Geschäftsordnung des Konzils von Basel ist meines Wissens die erste geschriebene Geschäftsordnung eines Konzils, die von diesem selbst verfaßt und verbindlich verabschiedet wurde. Es handelt sich um ein erstaunliches Dokument, das durchaus den Vergleich mit heutigen Geschäftsordnungen demokratischer Gremien besteht. So wurde etwa mit peinlicher Akribie darauf geachtet, daß die Meinungsbildung an der «Basis» des Konzils, d.h. bei der jederzeit möglichen Meinungsäußerung des einzelnen Konzilsteilnehmers, ansetzte. Zu diesem Zweck wurde das gesamte Konzil, dessen Teilnehmerzahl freilich sehr schwankte - man kann von einer durchschnittlichen Frequenz von etwa 250-300 Teilnehmern ausgehen -, in vier etwa gleich große Arbeitsgruppen, die sogenannten Konzilsdeputationen, eingeteilt, die sich über ihre Beratungen gegenseitig zu informieren hatten. Kam es unter wenigstens drei Gruppen zu einem übereinstimmenden Ergebnis, so konnte ein Text im Plenum zur Verabschiedung vorgelegt werden. Falls keine Plenardebatte mehr gewünscht wurde, durfte die Verabschiedung durch den Präsidenten des Konzils u.U. sehr kurz ausfallen. Es ist bezeichnend, daß Minderheitsvoten, die in einer Arbeitsgruppe entstanden, auch in die übrigen Deputationen weitergegeben werden mußten, damit in deren Meinungsbildung etwaige Gegenargumente bereits Berücksichtigung fanden. Man war in Basel der Überzeugung, daß eine Verständigung, die in solcher Freiheit gelang, ein Zeichen des Gottesgeistes sei, der die Menschen nicht entzweit, sondern zueinanderführt.

Freilich war das Konzil in keinem Punkt so verletzlich wie gerade hier. Solange Menschen bereit sind, sich zu verständigen, d.h. solange man aufeinander hört und aufeinander zugeht, kann Verständigung gelingen. Sie wird höchstens entsprechende Zeit beanspruchen. Was aber, wenn es an Verständigungsbereitschaft fehlt und wenn Störungen der Kommunikation eintreten, die eine ideale Theorie der Verständigung nicht vorbedachte? Johannes von Segovia, der im Unterschied etwa zu Nikolaus von Kues von Anfang bis Ende zum Konzil stand, stellt gerade zu diesem Problem einige Jahre nach Abschluß des Konzils Überlegungen an, die noch heute höchst aktuell sind und dringend der Rettung aus der Vergessenheit bedürfen. Er meint, von Natur aus sei es mit der Verständigung der Menschen schwierig. Zu gravierend seien jene Kräfte, die auf Rechthaberei und Eigeninteressen aus sind (er spricht von der curvitas, der «Verbogenheit» des Menschen). Aber Segovia hält dennoch die Verständigung der Glaubenden untereinander nicht für unmöglich, sofern sie bereit sind, einen Wandlungsprozeß durchzustehen, der sie von Eigeninteressen loslöst und für das Evangelium und zugleich für die Interessen der Gesamtkirche öffnet.

Um diese Öffnung zu erreichen, mußte die Geschäftsordnung des Konzils nach Johannes von Segovia auch institutionelle Weichenstellungen vornehmen und dafür sorgen, die vier Deputationen – so gut es ging – nach dem Gesetz der Gleichheit einzuteilen. Weder Stände noch Nationen oder Sprachgruppen sollten die Einteilungsprinzipien abgeben. Vielmehr sollte auf eine möglichst konsequente Mischung der Teilnehmer geachtet werden, so daß von vorneherein der Weg in den Partikularis-

mus und somit in die Verfolgung kleinlicher Eigeninteressen abgeschnitten war. Johannes von Segovia wußte besser als mancher Verständigungsschwärmer heute, daß das höchste Verständigungsideal ohne institutionelle Verankerung nicht greifen kann. Beinahe müßte man sagen, kein heutiges Gremium in den Kirchen der Ökumene dürfe hinter die Errungenschaften der Basler Geschäftsordnung (und deren Mentalität) zurückfallen.

Das Konzil als repräsentatives Organ der Gesamtkirche

Eine Erkenntnis, die in Basel immer wieder geäußert wurde, lautete: Wenn das Konzil eine universalkirchliche Verständigungsgemeinschaft darstellt, müßte eigentlich die gesamte Kirche auf dem Konzil versammelt sein. Aber man fügte immer gleich hinzu, seit den Tagen der Apostel sei dies nicht mehr der Fall und auch nicht mehr möglich gewesen. Also müsse man sich um möglichst ideale Formen der Repräsentation bemühen, so daß ein allgemeines Konzil zu einem Gremium wird, das die gesamte Kirche «vergegenwärtigt». Die Devise des Basler Konzils lautete deshalb: Alle relevanten Gruppen in der Kirche (statūs ecclesiae) mußten auf dem Konzil vertreten sein. Daraus folgte, daß das Konzil kein Bischofskonzil sein und das Stimmrecht auch nicht auf die hierarchische Spitze beschränkt sein konnte. Da sich im ausgehenden Mittelalter vor allem die Theologen in den Universitäten eine wichtige gesellschaftliche Rolle errungen hatten, war es kein Wunder, daß vor allem sie als maßgebliche Gruppe der Kirche eine bedeutende Funktion erhielten, ja daß die an den Universitäten erprobten Formen institutioneller Meinungsbildung und Verständigung unmittelbar in das Konzil hineinwirkten. So erhielten denn die Theologen mit abgeschlossenem Studium (wie man heute sagen würde) auf dem Konzil volles Stimmrecht. Bezeichnenderweise wollte man freilich nicht so weit gehen, auch den Laien, d.h. vor allem der politischen Repräsentanz, volles Stimmrecht zu geben, geschweige denn, daß man Vertreter des einfachen Kirchenvolkes auf das Konzil berufen hätte. Theoretische Ansätze in dieser Richtung, die es bereits gab, fanden kein so allgemeines Echo, daß sie bereits die konziliare Praxis beeinflußt hätten.

Die Frage, wie ein ausgewähltes Gremium stellvertretend für eine nicht gegenwärtige «Gesamtheit» tätig werden kann, ist bis heute ein ungelöstes Problem in Theorie und Praxis der Verständigung innerhalb und außerhalb der Kirchen geblieben. Dennoch könnte man sich gerade im katholischen Raum mehr sichtbare «Gegenwärtigsetzung» der Gesamtkirche in der Kirchenleitung auf den verschiedenen Ebenen vorstellen. Auf internationaler Ebene wäre freilich darauf zu achten, daß dies die Gremien nicht vergrößert, sondern eher konzentriert, so daß wirkliche Meinungsbildung möglich bleibt. (Ob nicht das Zweite Vatikanum bezüglich seiner Teilnehmerzahl eine Grenze erreicht hat, die nicht mehr überschritten werden dürfte?) Umso wichtiger wäre dann freilich die Erarbeitung von Prinzipien, nach denen eine Auswahl geschieht, die die Vergegenwärtigung der Gesamtkirche heute oder in Zukunft garantiert.

Um die Autorität eines Allgemeinen Konzils

Zu den umstrittensten Problemen, die das Konzil von Basel und dessen Rezeption bis heute aufwerfen, gehört die Frage, ob das Allgemeine Konzil mehr Zuständigkeit beanspruchen darf als das päpstliche Amt. Da hier nicht der Raum ist, zur neuesten Auseinandersetzung in der Unfehlbarkeitsdebatte, wie sie das Erste Vatikanum ausgelöst hat, Stellung zu beziehen, sei nur kurz referiert, von welchen theologischen Überlegungen her das Basler Konzil zu seiner konsequent vertretenen Lehre von der Oberhoheit des Konzils über dem Papst kam. Wir müssen hier von interessanten Einzelheiten absehen, die die Konziliarismus-Forschung in den letzten Jahrzehnten ans Licht gebracht hat. Auch den Streit um die Interpretation einiger Dekrete des Konzils von Konstanz (1414–1418) klammern wir aus. Stattdessen sei noch einmal auf Johannes von Segovia und sei-

ne theologische Begründung der Oberhoheit des Universalkonzils verwiesen. Sie erscheint mir auch für die heutige Auseinandersetzung nicht uninteressant. Nach diesem Theologen ist der christliche Glaube von seinem Ansatz her ein auf Gegenseitigkeit bedachtes Anvertrauen/Vertrauen (fides) von Mensch zu Mensch, von Generation zu Generation und schließlich von Gott und Mensch. Glaube kann deshalb gar nicht individualistisch erfaßt werden. Glaube kann deshalb auch institutionell weder bezüglich Entstehung noch Fortdauer letztlich an einen Einzelmenschen gekoppelt sein, und sei dieser auch mit dem (übrigens von Basel nicht bestrittenen!) höchsten individualen Dienstamt in der Kirche betraut. Glaube ist eine Größe der Gemeinschaft. Trägerin der Glaubensüberlieferung ist deshalb nach Johannes von Segovia die universale Kirche und deren Repräsentation im Universalkonzil, das im Konfliktfall als zuständiger Sprecher der Gesamtkirche zu sagen hat, was die alle betreffende Wahrheit (veritas catholica) in Übereinstimmung mit dem sich offenbarenden Gott ist. So sehr das Konzil aus theologischer Überzeugung für diesen Weg der Wahrheitserkenntnis mit aller Entschiedenheit kämpfte, so wenig stellte es seine eigene Auffassung zur freien Disposition. Wenn ein Beschluß im Konzil auf die oben angedeutete Weise zustandegekommen war, dann stellte er eo ipso den Spruch der Gesamtkirche dar, die ihre letzte Rückendeckung in der Wahrheit Gottes selbst hat. Man mag darin das Konzil tadeln oder bewundern, es war jedenfalls sein Standpunkt. Es vertrat nicht jene Theorie, daß eine Aussage erst dann als «katholische Wahrheit» anzusehen sei, wenn sie von der Gesamtkirche auch rezipiert wurde.

Gleichwohl gehörte es zur Erfahrung des Konzils, daß man um die Rezeption eines Beschlusses in der Gesamtkirche - und dies hieß damals zuerst durch die politischen Instanzen, die den Konzilsbeschlüssen Rechtswirksamkeit zu geben hatten (z. B. Reichstag und Territorialfürsten) - hart zu ringen hatte. Insofern wurde die Rezeption doch zum Schicksal des Konzils, vor allem was seinen Kampf um die Oberhoheit betrifft. Leider stand es dabei einem Papst gegenüber (Eugen IV., 1431-1447), dessen Kompromißbereitschaft in vieler Hinsicht begrenzt war. Das Konzil scheute die Auseinandersetzung mit ihm nicht, als er es, kaum war es eröffnet, wieder auflöste und als er in der Frage der Union mit den Griechen gegen Basel arbeitete. So kam es denn zu einem zweimaligen Verhandlungsgang auf Biegen und Brechen, an dessen Ende einmal das Einlenken Eugens und das andere Mal seine Absetzung durch das Konzil standen. Da die politische Öffentlichkeit zur Anerkennung des konziliaren Vorgehens gegen den Papst (und der nachfolgenden Wahl Felix' V.) nicht bereit war, geriet das Konzil von Basel mehr und mehr ins politische Abseits. Verständigung wurde erst möglich unter dem Nachfolger Eugens, mit dessen Einverständnis das Konzil noch den letzten Akt seiner Hoheit setzen konnte, indem es sich selbst auflöste (1449). In dieser Zeit war es bereits nach Lausanne verlegt worden.

War die katholische Kirchengeschichtsschreibung allzu lange bereit, das Scheitern der Verständigung vor allem dem Konzil zuzuschreiben, so dürfte dies m.E. nicht das letzte Wort über Basel sein. Der erste Konflikt mit dem Papst ging auf dessen allzu unbedachte Auflösung des Konzils zurück. Im zweiten Konflikt, in dessen Verlauf das Konzil schließlich in Mehrheit und Minderheit auseinanderbrach, geschahen ohne Zweifel Störungen des Basler Verhandlungsmodus, die nicht für die päpstliche Seite sprechen. Die spannungsreichen Jahre von 1436 bis 1439 führten in eine Zerreißprobe, die hier nicht dargestellt werden kann. Sobald es schwerfällt, zwischen Eigeninteresse und Gesamtinteresse zu unterscheiden, und jede der streitenden Parteien davon überzeugt ist, nichts anderes als das Gesamtinteresse im Auge zu haben, kann ein letzter Kompetenzstreit nicht ausbleiben. Es ist eine eigenartige Rezeptionsgeschichte der Basler Vorgänge, daß die Lehren der Folgezeit mehr und mehr auf die papalistische Seite tendierten, während die späteren Konzilien schon durch ihre bloße Existenz und in

ihrer konziliaren Praxis in die Tradition eintraten, in der auch Basel stand. Erschien nicht im 16. Jahrhundert das Konzil von Trient als letzte Rettung der «ecclesia catholica», auch wenn man jedes konziliaristische Wiederaufleben von Basel peinlich zu vermeiden suchte? Mußte man sich nicht schon im 16. Jahrhundert ebenso sehr verwundern, daß es noch ein Konzil gab, wie man sich dann im 20. Jahrhundert fragte, ob es nach dem Ersten Vatikanum überhaupt noch ein Konzil brauche? Auch die Reformation, die dem Einzelnen sehr viel mehr Glaubenskompetenz zutraute als die Konzilstheologen von Basel, konnte letztlich nicht umhin zuzugeben, daß Glaubende, die sich um des Zusammenlebens und des Zeugnisses willen immer wieder neu zu verständigen haben, Formen der Verständigung suchen müssen. Synodale Strukturen sind ja inzwischen im Raum der Kirchen der Reformation mehr beheimatet als in der katholischen Kirche, auch wenn hier das Zweite Vatikanum eine deutliche Markierung für die Zukunft gesetzt haben dürfte.

Schon Basel wirft freilich die Frage auf, wie offensichtliche Unfähigkeit zur Verständigung, zumal im Bereich der Institutionen, heilbar ist, da eine ekklesiale Kommunikationsgemeinschaft, auch wenn sie eine Hierarchie der Wahrheiten kennt, den Zustand der Nicht-Verständigung nicht ohne Schaden beliebig lange durchstehen kann.

Das Konzil von Basel und die ökumenische Einheit

Es wäre ein ganz eigenes Kapitel, die Bemühungen des Basler Konzils um die Einheit der damaligen Kirche darzustellen. Oft vergessen wir ja, daß es bereits vor dem 16. Jahrhundert eine ökumenische Bewegung gegeben hat, von der heute noch zu lernen ist. Das Konzil von Basel hat trotz der im Konzil von Konstanz vollzogenen Ketzerverbrennungen erneut den Faden der Verhandlungen mit den Böhmen (Hussiten) aufgenommen, nachdem freilich klar war, daß ein Krieg mit Waffen gegen sie nicht zu gewinnen war. Man mag die Kommunikationsbedingungen, unter denen die Verhandlungen mit den Böhmen zustandekamen, deshalb als nicht allzu ideal bezeichnen. Der nachfolgende Umgang des Konzils mit den «Ketzern» verdient jedoch hohen Respekt, auch wenn die Verständigungsformel in der 30. Sessio keinen echten bilateralen Konsens darstellt.

Die Verhandlungen, die das Konzil von Basel mit den Griechen zur Herbeiführung der Kirchenunion in einem beiderseits beschickten Ökumenischen Konzil führte, sollten für Basel mehr und mehr zum Verhängnis werden. Wie schon angedeutet, wurde nämlich die Verständigung mit dem Osten zu einem Wettlauf des Konzils mit dem Papst um die Gewinnung der Griechen. Der Streit darum, wo und wie die Union mit ihnen erreicht werden sollte, führte nämlich zu getrennten Verhandlungen des Konzils und des Papstes mit den Griechen, deren Erfolg schließlich der päpstlichen Seite gehörte. Ob größere Kompromißbereitschaft des Konzils trotz des zweifelhaften Vorgehens Eugens ein Auseinanderbrechen des Konzils verhindert hätte, ist schwer zu sagen. Jedenfalls suchte nun eine in sich zerstrittene Kirche des Westens die Einheit mit dem Osten. Kaum auszudenken, was geschehen wäre, wenn in diesem Punkt die Geschichte des 15. Jahrhunderts einen anderen Verlauf genommen hätte. So kamen denn die Griechen nicht zum Konzil von Basel, sondern zum Konzil des Papstes nach Ferrara und Florenz, wo schließlich 1439 eine Einigung mit ihnen zustandekam. Sie geschah, nachdem Basel eben den letzten Akt der Absetzung jenes Papstes vollzogen hatte, der die Einheit mit den Griechen herbeiführte.

Meine Kenntnis der Florentiner Verhandlungen mit den Griechen läßt keinen Zweifel über deren Aufrichtigkeit und theologisches Niveau zu. Dennoch bedaure ich den unglücklichen Stern, der zu diesen Verhandlungen führte. Daß Basel in der Frage des Verhandlungsortes nicht genügend kompromißbereit war, hängt nicht zuletzt mit seiner Angst zusammen, in der Frage nach der Letztzuständigkeit doch schließlich dem Papst zu unterliegen und so einem unkontrollierbaren Absolutismus

in der Kirche Tür und Tor zu öffnen. Angst und Mißtrauen erwiesen sich als keine guten Berater für die Rückgewinnung der Einheit mit dem Osten. Das Ausbleiben der politischen Unterstützung für den Osten in dessen Auseinandersetzung mit dem andrängenden Islam ließ denn auch die erreichte Verständigung mit der päpstlichen Kirche bald wieder brüchig werden.

Möglichkeiten der Rettung des Basler Konzils

Stand in der bisherigen Kirchengeschichte bezüglich des Konzils von Basel eher das im Vordergrund, was es nicht erreichte und woran es - nicht nur aus eigener Schuld! - scheiterte, so könnte dieses Jubiläum zum Ausgangspunkt werden, wesentliche Elemente des Basler Konzils in unsere Zeit zu retten. Auch heute muß wieder versucht werden, kirchliche Verständigung auf vielen Ebenen bis hinein in die Ökumene zu lernen. Basel hält hierfür, wie bereits angedeutet, der ganzen Ökumene ein Modell bereit, hinter das man nicht zurückgehen sollte. In der Auseinandersetzung mit den modernen Demokratien dürfte es hilfreich sein, sich bewußt zu machen, daß im 15. Jahrhundert die Ideen einer auf Verständigung ausgerichteten, brüderlichen Gemeinschaft der Glaubenden gegenüber den damals einsetzenden Absolutismen ein eindeutiges Gegenkonzept darstellten, ohne in anti-institutionelles Schwärmertum zu verfallen. Zur Zeit Basels bestand die Chance, Weichenstellungen für eine Ekklesiologie vorzunehmen, die nicht nachträglich bei der Politik in die Schule gehen muß, um noch den einen oder anderen demokratischen Zug zu retten. Manches Gedankengut, das in Basel lebendig war, ist später in Staats- und Vertragstheorien eingegangen, als sei es etwas der Kirche Fremdes. Die Begegnung mit Basel kann uns zur Rückgewinnung genuin kirchlicher Demokratietradition verhelfen. Daß freilich die idealste Verständigungstheorie auch unter Christen nicht genügt, sondern immer noch jene Bekehrung notwendig bleibt, die den Teilnehmer an der Glaubenskommunikation erst zur Verständigung fähig macht, ist vielleicht nicht das Geringste, was wir heute von Basel lernen können. Gelingende Verständigung in einer menschlichen Gruppe kann immer zu einer gewissen Rechthaberei verführen, zumal dann, wenn die «evangelische Mentalität» fehlt, die Johannes von Segovia von den Konzilsteilnehmern forderte.

Die so ideal angelegte Basler Verständigungspraxis ist auch daran zu bemessen, wie eine entstehende Mehrheit letztlich mit der zurückbleibenden Minderheit umgeht. Dazu gibt es in Ba-

Herausgeber: Institut für weltanschauliche Fragen RIENTIERUNG Redaktion: Ludwig Kaufmann, Clemens Locher, Karl Weber, Albert Ebneter, Mario v. Galli, Robert Hotz, Josef Renggli, Josef Rudin, Pietro Selvatico Ständige Mitarbeiter: Paul Erbrich (München), Raymund Schwager (Innsbruck)

Anschrift von Redaktion und Administration: Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, Tel. (01) 201 07 60 Bestellungen, Abonnemente: Administration Einzahlungen: «Orientierung, Zürich»

Schweiz: Postcheck Zürich 80-27 842 Schweiz. Kreditanstalt Zürich-Enge Konto Nr. 0842-556967-61

Deutschland: Postcheckkonto Stuttgart 6290-700 Österreich: Postsparkasse Wien, Konto Nr. 2390.127 Italien: Postcheckkonto Rom Nr. 29290004 Abonnementspreise 1982:

Schweiz: Fr. 32.-/Halbjahr Fr. 17.50/Studenten

Deutschland: DM 37,-/Halbjahr DM 21,-/Studenten DM 28,-

Österreich: öS 285,-/Halbjahr öS 160,-/Studenten

Einzelexemplar: Fr. 2.-/DM 2,50/öS 20,-

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion

Ubrige Länder: sFr. 32.- plus Versandkosten Gönnerabonnement: Fr. 40.-/DM 45.- (Der Mehrbetrag wird dem Fonds für Abonnemente in Ländern mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)

sel lange theoretische Erörterungen. Sie führen zu der Position, daß eine totale Verständigung, d. h. die Übereinstimmung aller ohne Ausnahme, im Normalfall zu überhaupt keinem Ergebnis führt und somit alles von der Langwierigkeit der Verständigungsvorgänge blockiert wird; andererseits muß der einzelne seine eigene Position durchhalten können, ehe es zu einem Beschluß kommt, und es müssen ihm Wege eröffnet werden, einem Beschluß später beizutreten, ohne das Gesicht zu verlieren. Die Toleranzgrenze bezüglich dessen, was eine Mehrheit einer Minderheit zutrauen kann und wie weit der einzelne in seiner Opposition gegen die Mehrheit gehen darf, ist bis heute nicht nur in der Kirche - eine schwierige Frage, sofern man Mindestrechte und -pflichten, die das menschliche Zusammenleben regeln, anerkennt. Basel kannte klare Prinzipien kirchlichen Zusammenlebens - man denke z. B. auch an die Reihe respektabler Reformbeschlüsse - und gehört somit keineswegs zu den anarchisch-revolutionären Strömungen der Kirchengeschichte. Eine realistische Sicht beläßt dieses Konzil, das immerhin auch ein die Ghettobildung unterstützendes Judendekret hervorbrachte, in seiner Zeit und Geschichte, macht es damit aber nicht unsympathischer. Joseph Wohlmuth, Bonn

Träume und Umkehr (von der Titelseite)

Diese Zukunftsperspektive ließ mich an die heute 15- bis 20iährigen denken, die selbstverständlich an den beiden genannten Treffen fehlten. Blieben nicht deshalb die bewegenden Träume aus? - Doch wenn ich ehrlich bin: der Gedanke an die Jungen begann erst in mir zu bohren, als man mich als Zürcher auf die «Bewegung» in der eigenen Stadt ansprach, auf unser Unvermögen, mit ihr zurecht und ins Gespräch zu kommen. Immerhin, vor Ökumenikern konnte ich darauf hinweisen, daß es die Herausforderung dieser Jugend war, die (vor dem letzten Weihnachtsfest) erstmals seit der Reformation die Pfarrer aller Kirchen der Stadt an einen Tisch brachte: zur Antwort auf eben diese gemeinsame Herausforderung. - Heimgekommen von den beiden internationalen Tagungen, lese ich im neuesten Bändchen der Zeitbuchreihe «Polis» ein Kapitel «Religiöse Signale. Stimmen aus der Bewegung». Gemeinsamer Nenner aller Leser und Interpretatoren, so heißt es da, «dürfte wohl der Eindruck sein, hier erwachten aus Frustration echte Träume und Wünsche». Dabei handelt es sich um Parolen, die nicht verstohlen auf Zetteln herumgereicht, sondern auf Mauern und Wände in der Öffentlichkeit gesprayt wurden. Ich lese und staune, denn nur ein Bruchteil war mir bekannt; und noch viel weniger war mir bekannt, was in der gleichen Schrift über «Begegnungen unter Bewegten» erzählt wird: Gespräche, die es sonst kaum so gibt, zwischen «Aussteiger und Professor», Atheist und Pfarrer, altem und jungem «Proletarier» usw. Zum Zitieren fehlt hier der Raum. Ich kann nur zu bedenken geben, was schon im Pfingstbericht bzw. bei Joel steht: «Eure Söhne und Töchter sollen zu Propheten werden.» Ganz gewiß waren damit nicht Propheten auf Bestellung gemeint, die nur bereits Erwartetes, Vertrautes bestätigen. Von da aus wäre zu fragen, wie viel von den «Jugendunruhen - Herausforderung an die Kirchen» (Titel der Schrift)² zum Beispiel bis an das bevorstehende Schweizer Pastoralforum herankommen wird, wie weit man in Umfragen (vgl. S. 196ff.) davon etwas merkt usw. Aber durch diese Jugend hindurch, ich meine mit ihren Augen, könnte auch ein neuer, kritischerer Blick auf die Vergangenheit, auf unsere Geschichte und unser Geschichtsbild eine Herausforderung bilden. Und wäre es die Suche nach Methoden zur Konsensbildung, wie sie auf dem Konzil von Basel als Aufgabe verspürt wurde (S. 201), oder wäre es schlicht die Suche nach dem menschlichen Jesus (S. 199ff.), den wir mit soviel Gold überdeckt haben, daß die Armen der Welt, die ihmnachfolgen wollten, ihn nicht mehr zu erkennen vermögen.

Ludwig Kaufmann

Polis, Neue Folge, Band 7 (Friedrich Reinhardt Verlag, Basel). ² Hrsg. von C. Stückelberger und V. Hofstetter, 137 S., Fr. 16.80.